

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

PAUL-HENRI SPAAK

Die Atombombe und die Nato

Mit Genehmigung des Verlages entnehmen wir der amerikanischen Zeitschrift „FOREIGN AFFAIRS“ (April 1955) den folgenden Artikel von Paul-Henri Spaak:

Die Verwendung der Atomenergie für Kriegszwecke wirft moralische, politische und militärische Fragen auf und erfordert die Überprüfung und vielleicht sogar die Revision vielen traditionellen Gedankengutes. Die erste dieser Fragen ist, ob nicht die Möglichkeit der Anwendung einer so entsetzlich zerstörenden Kraft die Idee des Krieges überhaupt ausschließt.

Jahrelang hat mich die Behauptung erzürnt, daß Menschen immer kämpfen werden, weil sie immer gekämpft haben. In meiner Jugend hat dieser pessimistische Fatalismus im Widerstreit mit meinen Hoffnungen auf eine bessere Welt gelegen. Meine Reaktion entsprang dem Gefühl, ich weigerte mich, mich mit dem Gedanken an eine menschliche Gesellschaft ohne Fortschritt, an eine Zukunft ohne Hoffnung zu befreunden. Heute ist meine Reaktion genau so stark aber ganz anders, mehr von der Vernunft bestimmt, glaube ich, und daher berechtigter. Die in absoluter Form aufgestellte These von der Unvermeidbarkeit des Krieges ist mir in jedem Falle sehr oberflächlich vorgekommen. Durch die Geschichte hindurch haben die Menschen immer deshalb gekämpft, weil sie gehofft haben, durch Kampf und Sieg ihre Probleme zu lösen. In unserer heutigen Zeit zahlen sich sogenannte Siege nicht mehr aus, und in der Zukunft wird dies noch viel weniger der Fall sein. Kein denkender Mensch würde heute noch behaupten, daß ein Krieg Probleme löst oder daß Probleme nach einem Krieg leichter zu lösen wären als vorher.

Unumstößliche Tatsache ist, daß ein Krieg sich heute nicht mehr lohnt. Aber wenn es auch eine Tatsache ist, so ist sie doch ganz neu und verdient daher, noch einmal ausgesprochen und erklärt zu werden.

Der deutsch-französische Krieg von 1870 war der letzte Krieg in Europa, der dem Sieger einige Vorteile eingebracht hat. Als Siegespreis haben die Deutschen 5 Millionen Goldfranken und 2 Provinzen, Elsaß und Lothringen, erhalten, was ihnen einen derartigen Auftrieb gegeben hat, daß Deutschland 1914 zur machtvollsten Nation in Europa, wenn nicht in der Welt geworden war. Im letzten Weltkrieg sahen

die Siegesergebnisse schon recht anders aus. Diejenigen, die geglaubt hatten, sie hätten den Krieg gewonnen, mußten sehr bald die Erfahrung machen, daß sie denen zu Hilfe kommen mußten, die den Krieg verloren hatten. Besonders die Vereinigten Staaten haben erfahren müssen, was sie ihre Versuche, Deutschland zu retten, an Anleihen, die niemals zurückgezahlt worden sind, und an Geschenken kostete, die nichts eingebracht haben. Die Sorgen und Schwierigkeiten der Besiegten sind bald auch diejenigen der Sieger geworden.

Im zweiten Weltkrieg ist diese Entwicklung noch deutlicher zutage getreten. Es ist paradox, aber Tatsache, daß, das europäische Land, das erst vor 10 Jahren eine schwere Niederlage erlitten hat, heute die blühendste und expansivste Wirtschaft hat. Und es liegt nicht nur daran, daß die wirtschaftliche Situation der besiegten Nation besser ist als die vieler Siegerstaaten, sondern auch daran, daß ihre politische Situation, was die Stabilität und das eigene Vertrauen in die Zukunft anbetrifft, stärker ist.

Wir müssen uns völlig klar darüber sein, daß im dritten Weltkrieg — der Krieg, der vielleicht schon morgen ausbrechen könnte — Atomwaffen angewendet werden. Die Behauptung dürfte wohl übertrieben sein, daß die Menschen völlig ausgerottet werden würden, aber es kann gar keinen Zweifel geben, daß die Erschütterungen riesengroß und die Verluste unberechenbar sein werden. Die Zivilisation würde um Generationen, ja vielleicht sogar um Jahrhunderte zurückgeworfen werden.

Wenn ich zwei große Nationen sich gegenüberstehen sehe, von denen jede mit Propagandamethoden zu beweisen versucht, sie sei auf dem Gebiete der Atomkraft führend, dann gebe ich zu, daß es mir schwerfällt, mich angesichts dieser Entwicklung zu großer Begeisterung aufzuraffen. Denn eine von beiden Mächten wird bald genügend Bomben zur Verfügung haben, um dem Gegner einen absolut tödlichen Schlag zuzufügen. Wer von den beiden dann einen Überhang hat, das scheint mir nicht sehr wichtig zu sein.

Selbst wenn der Angreifer einen Überraschungsangriff machen sollte, wird er keineswegs vor Vergeltungsmaßnahmen sicher sein, wenn es ihm nicht gelingt, mit einem Schlag die volle Kontrolle über alle Reserven des Feindes zu erhalten. Deshalb scheint es mir nicht so wichtig zu sein, ob die eine Seite verwundbar ist, weil ihre Industrie und Bevölkerung konzentrierter sind, oder die andere Seite, weil der Feind die besseren Stützpunkte hat. Diese Dinge ändern weder die wichtigsten Tatsachen noch die aus ihnen zu ziehenden Folgerungen, nämlich, daß selbst ein siegreich beendeter Krieg solche Zerstörungen anrichten, alle Lebensbedingungen so erschüttern und so viele neue und unlösbare Probleme schaffen würde, daß er nur einen furchtbaren Verlust für jeden Einzelnen bedeuten könnte. Diese Überlegungen mögen einfach klingen, aber sie sind nicht so einfach. Der Krieg, den man lange für grausam gehalten hat, ist heute außerdem noch töricht. Es gibt weder einen Grund noch eine Entschul-

INHALT DIESER BEILAGE:

Paul-Henri Spaak:

**Die Atombombe und die NATO
Bericht der amerikanischen Atom-
energiekommission über die Wir-
kungen von H-Bomben-Explosionen
(S. 455)**

Harold Nicolson:

**Ursprung und Entwicklung der eng-
lisch-französischen Entente (S. 460)**

digung für irgendjemanden, ihn anzufangen. Anzahl und Wirksamkeit der modernen Waffen machen den Krieg vielleicht nicht gänzlich undenkbar, da sich nicht verhindern läßt, daß Narren und Heißsporne an der Spitze der Regierungen stehen, doch wird er mehr und mehr unwahrscheinlich.

Diese Gründe bewegen mich, entgegen der Meinung vieler und auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, zu der Ansicht, daß ich angesichts der derzeitigen Situation zögern würde, die Herstellung von Atombomben zu verbieten. Ich glaube, daß die auf der Welt

ihretwegen lastende schreckliche Furcht eine der wirkungsvollsten Garantien für den Frieden ist. Ich bin mir der Gefahren einer solchen Politik voll bewußt, doch glaube ich nach sorgfältiger Überlegung, daß sie die richtige ist. Der einzige, absolut sichere Weg für alle, den Frieden zu garantieren, wäre natürlich die Abrüstung. Aber ist eine Abrüstung heute überhaupt möglich? Jede Nation müßte hierzu absolutes Vertrauen zu ihrem vermeintlichen Gegner haben, denn selbst bei einem wirkungsvollen Kontrollsystem über die Herstellung der Atombombe würde es für einen der Hauptpartner vergleichsweise immer noch einfach sein, einen Teil seiner Vorräte oder bestimmte Fabriken irgendwo in den weiten Gebieten zu verbergen und sich damit die Überlegenheit zu sichern. Da die moralische Basis besonders für einen solchen Grad des Vertrauens noch auf lange Zeit nicht vorhanden sein wird, müssen wir uns damit abfinden, in der Gefahr zu leben und paradoxerweise in der Gefahr als solche unsere eventuelle Hoffnung auf Rettung zu sehen.

Ich muß auch gestehen, daß der Vorschlag, den Krieg zu humanisieren, mir immer als

Heuchelei vorgekommen ist. Mir fällt es schwer, vom moralischen und menschlichen Standpunkt einen Unterschied zwischen der Anwendung eines ferngelenkten Geschosses mit großer Wirkung, das einige zehn und selbst einige hundert Menschen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht töten kann, und der Anwendung einer Atombombe zu sehen, die mit einem Schlag zum gleichen Ergebnis kommt. Beginnt ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit erst dann, wenn eine bestimmte Anzahl unschuldiger Menschen getötet wird oder in dem Augenblick, wenn der erste getötet wird? Ich bin wirklich nicht im geringsten verärgert darüber, daß Molotow mich beschuldigt, ein Kriegsverbrecher zu sein, weil ich die vermutliche Anwendung von Atomwaffen im Falle eines dritten Weltkrieges voraussehe. Was ich für wirklich verbrecherisch halte, ist der Gedanke, zu einem Kriege Zuflucht zu nehmen, in welcher Form er auch ausgetragen würde, und in diesem Punkte, glaube ich, ist mein Gewissen ebenso sauber wie das von Molotow.

Die Armee, nur ein Instrument der Politik

Nichtsdestoweniger schaffen das Vorhandensein von Atomwaffen und die Aussicht auf ihre eventuelle Anwendung eine Reihe von Problemen, deren wichtigstes und zugleich schwierigstes folgendes ist: Wer muß darüber entscheiden, wann sie eingesetzt werden, das Militär oder die Politiker? Die Minister der Atlantikpaktstaaten stehen seit dem letzten Treffen der NATO dieser Frage gegenüber.

Man muß kein Sachverständiger sein, um zu verstehen, daß die Atomwaffen die traditionellen Methoden der Kriegführung umgewandelt haben. Wir haben es nicht nur einfach mit einer neuen Waffe zu tun; wir müssen eine neue Strategie schaffen. In demokratischen Ländern werden die Militärs oft beschuldigt, gerade die Art Armee zu planen und zu organisieren, mit der man den vergangenen Krieg gewinnen würde. Unsere Rückständigkeit in den Belangen des Krieges ist uns in der Vergangenheit teuer zu stehen gekommen, und wir dürfen diesen Fehler nicht noch einmal machen.

Die Armee von Heute und Morgen sollte daher mit der Anwendung von Atomwaffen rechnen. Daraus ergeben sich eine Reihe von praktischen Folgen, auf deren schrecklichste die Frage hindeutet, ob eine Armee, die darauf eingestellt ist, einem Angriff mit Atomwaffen zu begegnen, auch auf einen Krieg mit sogenannten konventionellen Waffen und Kriegsmethoden eingerichtet sein muß. Ich glaube, die Antwort muß negativ ausfallen, wenn es wahr ist, daß die beste Verteidigung gegen Atombomben die Aufteilung der Streitkräfte in kleine Gruppen ist. In diesem Falle stellt sich sofort eine andere Überlegung ein: Die Vorbereitungen für eine Verteidigung gegen Atombomben zwingen uns, uns darauf vorzubereiten, sie selbst anzuwenden, denn bei Ausbruch eines Krieges würde sich unsere Armee nicht mehr für einen Krieg der alten klassischen Form eignen.

So kommen wir von Argument zu Argument, von Antwort zu Antwort zu der politischen Hauptfrage: Da der nächste Krieg ein Atomkrieg sein wird, da er überraschend ausbrechen wird und Vergeltungsakte ein wesentliches Element der Berechnung sind, wer wird dann die Macht und die Verantwortung haben, die Verwendung der ersten Atombombe anzuordnen? Die Militärs oder die Zivilisten, die Generäle oder die Regierungen? Eine formelle Antwort ist auf dem letzten NATO-Treffen in dem Sinne gegeben worden, daß sich nichts an den traditionellen Gewohnheiten ändern wird: Die Entscheidung ruht bei den Regierungen und muß bei den Regierungen bleiben.

Das ist die richtige Antwort. Es wäre jedoch unklug, die Tatsache zu übersehen, daß damit für den praktischen Fall nicht alles geregelt ist. Einige Hypothesen sind unklar und unbeantwortet geblieben. Denn obgleich wir im Westen mit dem Aufbau einer einzigen wirksamen militärischen Organisation begonnen haben, bewahrt jeder von uns eifersüchtig seine eigene politische Organisation für sich. Dies ist meiner Ansicht nach falsch. Wir sind uns bewußt, daß wir uns zusammen gegen einen eventuellen Angriff wehren müssen, und wir haben in dieser Richtung in den letzten Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht, aber wir haben noch nicht den politischen Mechanismus ins Leben gerufen, der unsere militärische Organisation krönen sollte und könnte. Wir haben uns vereinigt, um gemeinsam im Kriege zu kämpfen, der uns vielleicht aufgezwungen wird, aber wir sind uneinig, wenn es gilt, Entscheidungen zu treffen, die uns vielleicht vor einem Kriege bewahren könnten, oder die wir zu fällen hätten, wenn er ausgebrochen ist.

Nur ein Narr würde mit Bestimmtheit etwas über den Ausbruch des dritten Weltkrieges oder die genaue Situation vorauszusagen wagen, auf

die wir uns einstellen sollten. Wird der Krieg in Europa oder in Asien ausbrechen? Oder mit einem direkten Angriff auf die Vereinigten Staaten? In einem Gebiet, das zum Nordatlantikpakt gehört oder nicht? Viele Unklarheiten sind vorhanden und es gibt heute keine politische Organisation, die sich mit ihnen befassen und ihnen entgegentreten könnte. Wenn wir warten, bis wir von den Ereignissen überrascht werden, laufen wir Gefahr, eine Periode der Ungewißheit, der Fehler und Mißverständnisse zu durchqueren, die tödlich für unser Bündnis und unsere Sache sein könnte.

Entscheidungen können im NATO-Rat nur einstimmig gefällt werden. Jeder der anwesenden Delegierten muß erst seine Regierung um Anweisungen ersuchen, bevor er in einer wichtigen Angelegenheit handeln kann. Ein Gremium dieser Art kann mit einer brennenden Situation nicht fertig werden. Augenscheinlich ist hier eine ernsthafte Lücke, die überbrückt werden muß. Ist es nicht an der Zeit für die Nationen des Atlantikpakt einzusehen, daß es zwar gut ist, ihre militärischen Vorbereitungen zu koordinieren, um einen Krieg zu gewinnen, daß es aber noch besser wäre, ihre diplomatischen und politischen Anstrengungen miteinander abzustimmen, um einen Krieg zu verhindern? Es ist zurzeit unsere größte Schwäche, das Grundprinzip zu verleugnen, daß die Armee nur ein Instrument der Politik ist. Dieses Problem sollte ohne Verzögerung aufgegriffen werden. Das atlantische Bündnis wird solange unvollständig und gebrechlich sein, bis wir alle notwendigen Schlußfolgerungen aus der Situation, in der wir uns befinden, gezogen haben. Laßt uns nicht auf halbem Wege stehen bleiben!

Reagieren wir nicht, wie die Dinge nun einmal liegen, in ganz verschiedener Weise auf die vielfältigen Gefahren und besonders auf die Atombombendrohung? Das Interesse für diese Frage ist in den Vereinigten Staaten viel lebhafter als in Europa. Ich bin immer wieder über die Tatsache überrascht, wieviel über sie in Amerika geredet wird und daß sie die Europäer hingegen vergleichsweise unberührt läßt. Als psychologische Erklärung hierfür könnte dienen, daß sich die Amerikaner zum ersten Mal in ihrer Geschichte direkt bedroht fühlen. Sie haben das Gefühl, der dritte Weltkrieg würde ihr Krieg sein; sie würden nicht mehr in die Auseinandersetzungen anderer Völker eingreifen, sondern um ihre eigene Existenz kämpfen. Die Ozeane bilden keinen wirkungsvollen Schutz mehr. Die Waffe, die gegen sie eingesetzt werden könnte, ist schrecklich. Sie wägen die Gefahren einer völlig neuen Lage.

Für den Europäer sieht das Problem ganz anders aus. Zweimal innerhalb eines Vierteljahrhunderts ist sein Kontinent grausam verwüstet worden. Er hat zerstörte Städte, fliehende Menschen, tosende Feuer, einstürzende Häuser, Hungersnöte — jeden materiellen und moralischen Schrecken erlebt. Heute hat er einen gewissen Fatalismus entwickelt. Es ist bitter für ihn zu glauben, daß es das nächste Mal noch schrecklicher sein könnte, als es schon

zweimal gewesen ist. Vielleicht ist sein Gedächtnis stärker als seine Einbildungskraft. Die Vergangenheit verdunkelt die Zukunft, und deshalb begegnet er der Kriegsdrohung mit mehr Resignation und vielleicht mit weniger Entschlossenheit. Er verlangt leidenschaftlich nach Frieden, und obgleich er zweifellos imstande wäre, seine Unabhängigkeit und Freiheit zu verteidigen, würde er sich immer weigern, irgendetwas mit Eroberungs- und Präventivkriegen zu tun zu haben.

Ich habe den Eindruck, daß die meisten Europäer und Amerikaner in diesem wichtigen Punkt einer Ansicht sind, und ich meine, das

ihnen gemeinsame Gefühl sollte die Basis einer gemeinsamen Politik bilden.

Die Bedrohung durch die Atombombe konzentriert die Aufmerksamkeit auf eine Verstärkung des Atlantikpaktes in der Zielsetzung, aber vor allem auch in der Methode. Dem Atlantikpakt muß ein politischer Rat beigegeben werden. In Europa bin ich für eine fast vollständige politische Integration innerhalb des Rahmens des Atlantikpaktes. Ich würde es nicht wagen, gleich alles auf einmal zu fordern, aber es könnten interimistische Lösungen zwischen der völlig unzureichenden Macht des gegenwärtigen NATO-Rates und einem Verzicht auf einen Teil der nationalen Souveränität gefunden werden.

Zu gemeinsamer Politik verbannt

Wenn ich das von mir Geschriebene überblicke, bin ich etwas erschrocken über die grausame Logik meiner Betrachtungsweise und die Kühnheit meiner Schlußfolgerungen. Ich halte inne, um sie noch einmal zu überdenken und um die Pros und Contras ein letztes Mal gegeneinander abzuwägen. Und noch immer habe ich das Gefühl, daß es wahr ist, was ich niedergelegt habe, und der Sache dienlich ist, wenn es ausgesprochen wird.

Um die Atombombe wird eine ganze Strategie, eine ganze Politik, vielleicht sogar in großen Umrissen eine Philosophie aufgebaut. Aus unserer großen Not heraus kommen wir vielleicht zur Einsicht, und aus den erschreckenden Mitteln der Zerstörung gehen vielleicht die Mittel zur Sicherung des Friedens hervor. Was Menschen in der Vergangenheit durch Überredungskunst, durch Appell an die menschlichen Gefühle zu erreichen versuchten, kommt vielleicht schließlich zustande, weil die empfindungslose Maschine es uns aufzwingt. Viel-

leicht führt der technische Fortschritt auf indirekte Weise zu moralischem und sozialem Fortschritt. Kommt es wirklich dazu, welcher ungewöhnlich gewundener Weg würde uns dann zum Guten geleitet haben.

Aber dieser Fortschritt wird sich, wenn er sich überhaupt vollziehen sollte, in einer äußerst gefahrvollen Atmosphäre, in einer Atmosphäre voll großer Furcht vollziehen. Die Zukunft der Menschheit wird von einer ungeschickten Geste, einem unkontrollierten Reflex, der Tat eines Mondsüchtigen oder Größenwahnsinnigen abhängen. Viel Zeit wird vergehen, bevor wir das Ziel erreicht haben, viele Dinge werden sich ereignen, viele Gefahren müssen vermieden werden.

Wenn es zu einem Krieg kommt, wird es wahrscheinlich ein Atomkrieg sein. Es wird sich nicht um eine Provinz oder um einen wirtschaftlichen Vorteil handeln. Es wird ein Weltkrieg sein, wobei die Zivilisation auf dem Spiele

steht. Wir aber versuchen, die Situation mit unserer traditionellen Form der politischen Organisation zu meistern. Selbst in unseren kühnsten Unternehmungen sind wir nicht über das Stadium der Bündnisse hinausgekommen. Nur unter großen Mühen haben wir einige Fortschritte auf dem Gebiet der militärischen Organisation gemacht. Im übrigen schreiten wir in die Zukunft, ohne uns von der Vergangenheit gelöst zu haben. Tatsächlich befindet sich unsere Einbildungskraft nicht auf der Höhe mit unserem Zeitalter. Die Tatsache, daß die Vereinigten Staaten zu den kürzlichen Ereignissen im Fernen Osten eine andere Haltung einnehmen als Europa, unterstreicht nur die Gefahren, die wir laufen.

Machen wir Schluß mit den ängstlichen Bemühungen, die im besten Falle mehr von vagem guten Willen als von einem klaren Bewußtsein der Realitäten zeigen, und bekennen wir uns zu den Folgen der Tatsache, daß unser aller Schicksal im Westen unlösbar miteinander verwoben ist. Die Atombombe läßt keinen Platz für Neutralität oder gesonderte nationale Politik. Der Westen ist nicht nur zu gemeinsamer Kriegführung, sondern auch zu gemeinsamer Politik verdammt. Laßt uns die begonnenen militärischen Anstrengungen fortführen, aber laßt uns auch umgehend mit einer Verbesserung unserer politischen Beziehungen beginnen und laßt auch auf diesem Gebiete das Bewußtsein und den Entschluß zu wirklicher Solidarität erkennen.

Das Atlantische Bündnis ist eine große Sache. Es hat die innere Kraft, den Frieden der Welt zu sichern. Doch kann es mit seinen derzeitigen Mängeln nicht fortleben. Entweder wird es zu umfassender Stärke heranreifen oder untergehen.

Bericht der amerikanischen Atomenergie-Kommission über die Wirkungen von H - Bombenexplosionen

(1)

Die Regierung hat seit den ersten Atomexplosionen im Jahre 1945 viele Angaben über die Wirkungen von Atomwaffenexplosionen gemacht. Das 1950 veröffentlichte Handbuch „Die Wirkungen der Atomwaffen“ wird gerade noch einmal überarbeitet und auf den neuesten Stand der Erkenntnisse gebracht. Es wird dann unter Verwertung der letzten Versuche in den Pazifischen Versuchsgebieten auch Angaben über die Wirkung thermonuklearer Waffen enthalten. In offiziellen Erklärungen, die der Vorsitzende der Atomenergiekommission, Lewis L. Strauß, auf einer Pressekonferenz des Weißen Hauses am 31. März 1954 mit einer Beschreibung des Phänomens des „Atomstaubes“ einleitete, sind die Wirkungen thermonuklearer Explosionen erwähnt worden. Es ist der Sinn der nachfolgenden Erklärung, bisher veröffentlichte oder noch geheimgehaltene Informationen zusammenzufassen und miteinander abzustimmen.

(2)

Die Ergebnisse der Atomversuche werden sowohl für zivile Verteidigungspläne als auch für militärische und technische Zwecke ausgewertet. Solange irgendeine unfreundlich gesinnte Macht im Besitz nuklearer Waf-

fen ist, vertritt die Kommission die Ansicht, daß die amerikanische Öffentlichkeit so weitgehend wie möglich über Art und Ausmaß der Gefahr bei Atomwaffenangriffen und über die von Einzelpersonen oder Gemeinschaften zu ergreifenden Schutzmaßnahmen informiert zu werden wünscht, um die Gefahr im Falle eines feindlichen Angriffs zu vermeiden oder zu verringern.

(3)

Die Bedingungen, unter denen die Versuche stattfinden, und die als Grundlage für die Beurteilung der Wirkungen von Nuklearexplosionen dienen müssen, können sich erheblich von denen unterscheiden, die im Kriege bei einem Atomwaffenangriff auf unsere Bevölkerung zu erwarten sein dürften. Umfang und Art der vom Feinde gegen uns im Kriegsfall verwendeten Bomben, die genaue Art ihres Einsatzes, die Höhe, in der sie explodieren, oder die voraussichtliche Anzahl der Bomben, die ein gegebenes Ziel erreichen würden, sind schwer vorauszusagen. Nichtsdestoweniger handelt es sich bei den nachfolgend angeführten Tatsachen um die zur Zeit gültigen Grunderkenntnisse.

Vier Wirkungen der Explosionen

(4)

Eine Atomexplosion verursacht vier wichtige Folgeerscheinungen — Druck, Wärme, unmittelbare nukleare Ausstrahlung, zurückbleibende Radioaktivität. Von diesen vier Folgeerscheinungen treten die ersten drei im großen und ganzen sofort auf — während die vierte eine mehr haltende Wirkung hat. Die durch die Explosion einer thermonuklearen Bombe ausgelösten Phänomene, Druck, Wärme und nukleare Ausstrahlung, sind gleicher Art wie bei den älteren und kleineren Atombomben. Das Wesen dieser Phänomene ist in großen Zügen immer das gleiche, ob es sich um eine Atombombe, deren Wirkung der von 20 000 Tonnen Trinitrotoluol entspricht, oder um eine um vieles stärkere thermonukleare Waffe handelt. Die Intensität von Druck, Wärme und nuklearer Ausstrahlung und das von ihnen betroffene Gebiet nehmen zu, je mehr Energie durch die Explosion freigegeben wird. Angaben über diese Auswirkungen sind in reichem Maße veröffentlicht worden. Daher beschäftigt sich der übrige Bericht hauptsächlich mit anderen Auswirkungen als Wärme und Druck.

(5)

Wenn eine große thermonukleare Anordnung von dem bei den 1954 im Pazifik angestellten Versuchen verwendeten Typ explodiert, dann gibt die zurückbleibende Radioaktivität, die zwar keineswegs ausschließlich nur an hochproduktive thermonukleare Explosionen gebunden ist, Grund zu großer Sorge. Der radioaktive Atomstaub einer solchen Explosion kann sich unter gewissen Voraussetzungen über weiten Gebieten niederlassen. Aus diesem Grunde sind Ausmaß und Dichte dieses radioaktiven Atomstaubes seit den ersten umfassenden thermonuklearen Versuchen in den Pazifischen Versuchsgebieten am 1. November 1952 Gegenstand fortgesetzter Untersuchungen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen und unsere Beurteilung der Tatbestände, wie sie sich aus den im März 1954 im Pazifik gemachten Versuchen ergeben, werden im folgenden Teil des Berichtes beschrieben.

(6)

Hätten wir nicht die oben erwähnten umfassenden thermonuklearen Versuche gemacht, dann würden wir, darüber sollten wir uns im klaren sein, das Ausmaß der Wirkungen radioaktiven Atomstaubes nicht kennen und deshalb bei einem feindlichen Angriff mit Strahlungswaffen für die Gefahren, die der Atomstaub birgt, viel anfälliger sein.

Druck- und Wärmewirkungen

(7)

Druck- und Wärmewirkungen einer nuklearen Explosion sind örtlich verhältnismäßig begrenzt. Eine A-Bombe des frühesten Typs, die 20 000 Tonnen TNT (20 Kilotonnen) entspricht, würde einen Druck erzeugen, der ausreichen würde, Häuser, die über eine Meile (1600 m) vom Explosionspunkt entfernt sind, zu zerstören oder schwer zu beschädigen. Innerhalb eines Radius von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen (2600 m) würden die Häuser so zerstört werden, daß sie ohne Ausbesserungsarbeiten unbenutzbar sein würden. Eine schwere Gefahr würde den Menschen von den herumfliegenden und herunterstürzenden Trümmern und von Feuersbrünsten drohen, die durch zerstörte Gas- oder elektrische Leitungen oder auch umgefallene Öfen verursacht werden. Das Gebiet, in denen Menschen durch Druck zu Schaden kämen, würde sich daher ungefähr mit dem Schadensgebiet für Häuser decken.

(8)

Die Vereinigten Staaten haben, wie schon gesagt, Bomben aus spaltbarem Material entwickelt, die die erste A-Bombe um vieles an Stärke übertreffen, und H-Waffen, die Millionen Tonnen (Megatonnen) von TNT entsprechen. Die Druckwirkungen dieser starken Waffen können auf Grund eines Näherungsgesetzes ungefähr errechnet werden, die Druckintensität, die in einer bestimmten Entfernung hervorgerufen wird, hängt von der Kubikwurzel der Explosionsintensität ab.

(9)

In ähnlicher Weise können die Wärme und Verbrennungswirkungen nuklearer Explosionen aus den Versuchsergebnissen ermittelt werden. Diese Wirkungen werden natürlich von den herrschenden Witterungs-

verhältnissen beeinflusst. Die Zeit spielt auch eine große Rolle. Sehr große Waffen geben beide Wirkungen über einen beträchtlich größeren Zeitraum ab als kleinere Waffen. Eine bestimmte Wärmemenge einer hochproduktiven Waffe, die über einen längeren Zeitraum abgegeben wird, wird geringere Verbrennungen anrichten als die gleiche Wärmemenge einer unbedeutenden Explosion, die aber in kürzerer Zeit frei wird.

Schutz gegen Druck und Wärme

(10)

Die von Verbrennung und Druck drohende Gefahr in den betroffenen Außengebieten könnte durch Schutzräume beträchtlich vermindert werden. Kleidungsstücke oder auch fast jede andere Schutzmaßnahme würde die Gefahr direkter Verbrennungen vermindern, obgleich die Gefahr besteht, daß Kleider und Gebäude Feuer fangen. Außerdem würden Schutzräume die Gefahr der Verletzungen durch Druck wesentlich verringern, da sie Schutz gegen herumfliegende oder herunterfallende Trümmer bieten. Die Bundesverwaltung für zivile Verteidigung hat ausgedehnte Studien über den Bau von Schutzräumen angestellt und hat Pläne für mehrere einfache und nicht teure Typen herausgegeben, deren sich die Hausbesitzer bedienen können. Wie allgemein bekannt ist, würden die Schutzräume üblicher Stadthäuser im Gebiet unmittelbar um den Explosionspunkt einer großen nuklearen Waffe nicht ausreichen. Aus diesem Grunde empfiehlt die Bundesverwaltung für zivile Verteidigung bei der ersten Warnung vor einem bevorstehenden Angriff die Evakuierung der zentral gelegenen Teile angegriffener Gebiete.

Strahlungswirkungen

(11)

Die unmittelbare nukleare Strahlung, d. h. die bei einer Explosion auf oder dicht über dem Erdboden sofort freigewordenen Neutronen- und Gammastrahlen stellen außerhalb des Gebietes, in dem Wärme und Druck stark wirksam werden, keine ernsthafte Gefahr dar.

Radioaktiver Atomstaub

(12)

Jedoch können radioaktive Partikel, die von einer Explosion herrühren (im Gegensatz zur unmittelbaren nuklearen Strahlung), sich über einem Gebiete, das viel größer ist als das von Wärme und Druck betroffene, und über einen viel größeren Zeitraum verbreiten. Alle nuklearen Explosionen bringen radioaktive Bestandteile hervor. Art und Ausmaß des radioaktiven Atomstaubes hängen von den Bedingungen ab, unter denen die Bombe explodiert ist. Der größte Teil des von einer Explosion herrührenden Atomstaubes schwindet sehr schnell dahin — meistens während der ersten Stunden nach der Explosion.

Radioaktiver Atomstaub von Explosionen in der Luft

(13)

Bei einer Explosion in der Luft, bei der der Feuerball nicht die Erdoberfläche berührt, kondensiert sich die durch die Bombe produzierte Radioaktivität nur an festen Partikeln und versucht den sich in der Luft befindlichen Staub. Mangels fester Teile von der Erdoberfläche werden sich die radioaktiven Substanzen mit dem Dunst der Bombe und des Luftstaubes verbinden und außerordentlich kleine Partikel bilden. Diese winzigen Teilchen können sich später auf der Oberfläche eines großen Gebietes niederlassen und sich vermutlich sogar über viele Tage hin oder selbst Monate über die ganze Erde ausbreiten. Aber sie sinken außerordentlich langsam hernieder, so daß der größte Teil ihrer Radioaktivität schon wirkungslos in der Luft verschwunden ist, wenn sie die Erdoberfläche erreicht haben.

Radioaktiver Atomstaub durch Explosionen auf der Erdoberfläche

(14)

Wenn jedoch die Waffe auf der Erdoberfläche explodiert, oder doch so dicht über ihr, daß der Feuerball die Erdoberfläche berührt, dann wird eine erhebliche Menge Staub in die von der Bombe verursachte Wolke emporgewirbelt. Ein großer Teil dieser Partikel ist schwer genug, um noch in stark radioaktivem Zustand schnell wieder herunterzufallen.

Die Folge ist ein verhältnismäßig begrenztes Gebiet starker radioaktiver Verseuchung und darüber hinaus ein größeres Gebiet, das nur relativ gefährdet ist. Anstatt langsam über einem ausgedehnten Gebiet herunterzuschweben, fallen die größeren und schwereren Partikel schnell, bevor sie harmlos in der Atmosphäre aufgehen und die Winde sie auseinander treiben können.

(15)

Das von radioaktivem Atomstaub nach einer auf oder in unmittelbarer Nähe der Erdoberfläche erfolgten Explosion einer thermonuklearen Waffe gefährdete Gebiet ist viel größer als das von Wärme und Druck betroffene Gebiet. Die große radioaktive Wolke einer thermonuklearen Explosion erreicht innerhalb der ersten Stunden sehr schnell große Höhen. In dieser Zeitspanne wirbeln die Winde die außerordentlich radioaktiven Partikel durcheinander, und die Beschaffenheit des radioaktiven Atomstaubes wird von der Größe der Partikel und von der Richtung und Stärke des Windes bis zu einer Höhe von 80 000 Fuß und darüber bestimmt. Auch die Beschaffenheit der Erdoberfläche, auf der die Bombe explodiert, muß berücksichtigt werden. In Anbetracht dieser Imponderabilien ist es unmöglich, ein einzelnes Beispiel einer Atomwolke allen thermonuklearen Explosionen zugrunde zu legen, selbst wenn die Probeexplosionen unter bestimmten Bedingungen abgehalten worden sind.

Doch kann mit ziemlicher Genauigkeit bei entsprechender Kenntnis der atmosphärischen Bedingungen, worunter auch Windrichtung und -stärke in großen Höhen und meteorologische Berichte zu verstehen sind, das von der Atomwolke betroffene Gebiet für jede Explosion gewöhnlich vorausgesagt werden. Das infolge der Explosion einer thermonuklearen Waffe auf oder unmittelbar über der Erdoberfläche durch eine radioaktive Atomwolke schwer verseuchte Gebiet hat ganz allgemein die Form eines langgezogenen zigarrenförmigen Gebildes, das sich vom Explosionspunkt aus in Windrichtung ausdehnt.

Art der Atomwolke bei dem 1954 im Pazifik angestellten Versuch

(16)

Am 1. März 1954 explodierte eine sehr große thermonukleare Anordnung auf einer Koralleninsel, dem Bikini-Atoll. Korallen bestehen aus Kalzium-Karbonat. Deshalb wurde die durch die Explosion hervorgerufene Radioaktivität durch Partikel verbreitet, die weitgehend aus ungelöschtem Kalk bestanden, den die Luftfeuchtigkeit während ihres stundenlangen Niedersinkens löschte. Diese Partikel waren im Durchschnitt ein Tausendstel bis zu einem Fünfzigstel eines Inches (0,002 cm bis 0,05 cm) groß und gewöhnlich etwas klebrig. Westwinde herrschten vor. So wanderte die Explosionswolke im großen und ganzen nach Osten und regnete die radioaktiven Partikel in wechselnder Dichte über einem ellipsen- oder zigarrenförmigen Gebiet nieder. Ungefähr 100 (gesetzliche) Meilen (160 km) vom Explosionspunkt aus in Windrichtung wurde Atomstaub in Form feiner Partikel beobachtet, die wie Schnee ausgesehen haben. Ungefähr 8 Stunden nach der Explosion begann mehrere Stunden lang Atomstaub zu fallen.

(17)

Die Strahlungsmenge wird allgemein nach Röntgeneinheiten gemessen. Wenn eine Person innerhalb kurzer Zeit einer Einwirkung von einer radioaktiven Menge von 25 Röntgen ausgesetzt ist, dann stellen sich vorübergehende Veränderungen im Blut ein. Die Einwirkung einer Menge von 100 Röntgen innerhalb eines kurzen Zeitraumes kann Übelkeit und andere Symptome der Strahlungskrankheit hervorrufen. Die Einwirkung von ungefähr 450 Röntgen innerhalb eines Tages dürfte bei der Hälfte der befallenen Personen den Tod nach sich ziehen. Die Wirkung einer totalen Strahlungsmenge würde stärker sein, wenn sie sich auf wenige Minuten verteilen, als wenn sie sich über einen größeren Zeitraum erstrecken würde. Diese Erklärungen dürften zum Verständnis nachfolgend angeführter Tatbestände beitragen.

(18)

Die auf der Erdoberfläche ausgelöste Explosion würde ein zigarrenförmiges Gebiet von ungefähr 220 Meilen (350 km) in Windrichtung und bis zu 40 Meilen (64 km) in der Breite verseuchen. Ein weiteres

verseuchtes Gebiet würde sich vermutlich 20 Meilen (32 km) vom Explosionspunkte aus windaufwärts und quer zum Winde erstrecken. Die Tatbestände wurden von 25 Stellen auf 5 Atollen aus, zwischen 10 (16 km) und 330 Meilen (530 km) vom Bikini-Atoll windwärts (vorzugsweise östlicher Richtung) zusammengetragen. Auf Grund einer unerwarteten Veränderung der vorherrschenden Windrichtung in größeren Höhen verfehlte die Atomwolke die Beobachtungsflöße, die vor der Explosion mehr nördlich stationiert worden waren. Die Ansicht von den Konturen des Atomstaubes beruht daher nur zum Teil auf den Ergebnissen tatsächlicher Messungen und zum Teil auf Extrapolation, d. h. auf Berechnungen auf Grund bekannter Tatsachen, inbegriffen die Erkenntnisse, die man aus früheren Versuchen mit kleineren Anordnungen gewonnen hat.

(19)

Die aus den Explosionen gewonnenen Erkenntnisse gestatten uns, die Zahl der Todesopfer in verseuchten Gebieten ungefähr abzuschätzen, wenn die Gebiete bevölkert gewesen wären. Diese Schätzungen setzen voraus, 1. daß die in diesem Gebiet lebende Bevölkerung selbst die elementarsten Vorsichtsmaßnahmen außer Acht läßt; 2. daß sie keine Schutzräume aufsucht, sondern im Freien 36 Stunden lang allen Einwirkungen völlig ausgesetzt ist; und 3. daß sie dementsprechend einer maximalen Einwirkung ausgesetzt sein würde. Man muß also in Betracht ziehen, daß die nachfolgenden Berechnungen sozusagen extreme Berechnungen sind, da sie die schlechteste der möglichen Bedingungen darstellen.

(20)

Auf Grund der aus diesem und anderen Versuchen gewonnenen Erkenntnisse wird angenommen, daß nach der am 1. März 1954 angestellten Versuchsexplosion in einer in Windrichtung liegenden Zone von 140 Meilen (224 km) Länge und einer Breite bis zu 20 Meilen (32 km) genügend Radioaktivität vorhanden gewesen ist, um ernstlich das Leben all der in diesem Gebiete wohnenden Personen zu bedrohen, die keine Schutzmaßnahmen ergriffen haben. Während der Versuche haben sich natürlich keine Personen in diesem Gebiet befunden. Man nimmt an, daß die Strahlungswirkung in Windrichtung innerhalb des Bikini-Atolls 10 Meilen (16 km) entfernt vom Explosionsherd in den ersten 36 Stunden nach der Atomwolkenbildung ungefähr 5 000 Röntgen betragen hat. Die höchste Strahlungsmessung außerhalb des Bikini-Atolls ergab für den gleichen Zeitraum 2 300 Röntgen. Das war im nordwestlichen Teil des Rongelap-Atolls, ungefähr 100 Meilen (160 km) vom Explosionspunkt entfernt. Weitere Messungen im Rongelap-Atoll haben in den ersten 36 Stunden bei 110 Meilen (176 km) Entfernung vom Explosionspunkt 2 000 Röntgen, bei 125 Meilen (200 km) 1 000 Röntgen und weiter südlich bei 115 Meilen (184 km) von Bikini nur 150 Röntgen ergeben.

(21)

Etwas weiter entfernt vom Explosionspunkt, bei etwa 160 Meilen (256 km) in Windrichtung und entlang der Ellipsenachse, würde der Radioaktivitätsgrad Leben von ungefähr der Hälfte der Personen in diesem Gebiet, die keine Schutzmaßnahmen ergriffen hätten, ernstlich gefährdet haben. Es wird angenommen, daß die Strahlung während der ersten 36 Stunden an dieser Stelle 500 Röntgen betragen hat.

(22)

Es wird angenommen, daß die am Rande der zigarrenförmigen Zone oder ungefähr 190 Meilen (300 km) in Windrichtung vorhandene Radioaktivität 5 bis 10 % aller Personen, die während der ersten 36 Stunden den Einwirkungen im Freien voll ausgesetzt gewesen wären, ernsthaft gefährdet haben würde. Die Strahlungsmenge wird in diesem Gebiet während der ersten 36 Stunden auf ungefähr 300 Röntgen geschätzt.

(23)

Ein Gebiet von ungefähr 7 000 Quadratmeilen (18 000 qkm) vom Explosionspunkt in Windrichtung aus ist demnach so verseucht gewesen, daß das Überleben wohl nur von einer sofortigen Evakuierung des Gebietes oder vom Aufsuchen von Schutzräumen oder von anderen Schutzmaßnahmen abhängig gewesen sein dürfte.

(24)

Es ist unwahrscheinlich, daß die Radioaktivität bei einer Entfernung von 220 Meilen (350 km) oder mehr in Windrichtung noch Todesfälle verursacht haben würde, selbst wenn Menschen den Einwirkungen bis zu 48 Stunden ausgesetzt gewesen wären und keine Schutzmaßnahmen ergriffen hätten.

(25)

Die oben angestellten Berechnungen treffen nicht gleichmäßig auf das ganze verseuchte Gebiet zu, da der Grad der Radioaktivität in dem von schwerem Atomstaubregen verseuchten Gebiet von gewissen Faktoren abhängt, wie z. B. von den Luftströmungen, vom Regen, Schnee und anderen atmosphärischen Bedingungen. Aus diesem Grunde und weil vermutlich viele Personen bei rechtzeitiger Warnung das Gebiet verlassen oder Schutzräume aufsuchen und andere Vorsichtsmaßnahmen ergreifen würden, kann berechtigterweise angenommen werden, daß der Prozentsatz an Toten erheblich geringer ist als die äußersten Berechnungen.

Schutz gegen Atomstaub

(26)

Die größte Gefahr in einem von viel Atomstaub verseuchten Gebiet droht von der äußeren Strahlungseinwirkung. Einfache Vorsichtsmaßnahmen können die Lebensgefahr wesentlich vermindern. Durch das Aufsuchen von Schutzräumen und die Verwendung einfacher Entseuchungsmaßnahmen kann die Wirkung gemildert werden, bis die Bewohner das Gebiet verlassen können. Versuche haben bewiesen, daß die Strahlung, d. h. ihr Wirkungsgrad im Erdgeschoß eines Holzhauses, in einem von Atomstaub befallenen Gebiet, ungefähr die Hälfte von dem Wirkungsgrad im Freien betragen würde. Ein Backstein- oder Steinhaus würde noch mehr Schutz gewähren. Ein Luftschutzraum im Keller eines Durchschnittswohnhauses würde den Strahlungsgrad auf ungefähr ein Zehntel der Wirkung im Freien verringern. In einem Schutzraum in einem alten zyklonsicheren Keller, der von drei Fuß Erde bedeckt ist, würde die Strahlungswirkung auf ungefähr ein Fünftausendstel herabsinken, d. h. bis auf einen vollkommen ungefährlichen Grad selbst in besonders schwer verseuchten Gebieten. Die Verwaltung für zivile Verteidigung hat Pläne für einfache, doch wirkungsvolle Luftschutzräume vorbereitet, die der Öffentlichkeit zugänglich sind.

(27)

Radioaktiver Staub kann sichtbar sein oder auch nicht. Doch können Strahlungsbestimmungsinstrumente, wie z. B. der Geigerzähler, die Radioaktivität feststellen. Jeder innerhalb der ersten Stunden nach einer nuklearen Explosion in Windrichtung treibende oder herabsinkende Staub oder jede Asche müssen bis zum Beweis des Gegenteils durch ein Strahlungsbestimmungsinstrument für radioaktiv gehalten werden.

(28)

Man sollte den Genuß fester oder flüssiger Nahrungsmittel, die Atomstaubpartikel enthalten könnten, vermeiden.

(29)

Wenn Atomstaubpartikel mit Haut, Haar oder Kleidung in Berührung kommen, dann verringern sofortige Entseuchungsmaßnahmen, wie sie die Bundesverwaltung für zivile Verteidigung ausgearbeitet hat, weitgehend die Gefahr. Darunter sind auch so einfache Maßnahmen, wie das gründliche Baden der betroffenen Körperteile und ein Kleiderwechsel zu verstehen.

(30)

Wenn die Bewohner in einem von Atomstaub schwer betroffenen Gebiet die Warnung oder die Ankündigung eines Angriffs beachten und das Gebiet verlassen oder entsprechende Schutzmaßnahmen ergreifen, dann sinkt der Prozentsatz an Todesfällen erheblich.

Atomstaubbildung bei den Nevada-Versuchen

(31)

Im Versuchsgebiet in Nevada werden im Gegensatz zu den hochproduktiven thermonuklearen Geräten in den pazifischen Versuchsgebieten nur verhältnismäßig kleine nukleare Versuchsexplosionen durchgeführt.

In Nevada wie auch im Pazifik werden die Versuche in Zeiten durchgeführt, wenn die voraussichtlichen Witterungsbedingungen die Atomstaubgefahr verringern. Die Methoden der Wettervorhersage in diesen Gebieten werden ständig verbessert. Explosionen in großer Höhe in den Versuchsgebieten in Nevada haben keine wesentliche Menge Atomstaub erzeugt. Die durch Explosion in unmittelbarer Erdnähe erzeugte Atomstaubmenge entfernte sich nur einige Meilen vom Explosionspunkt. Die Gefahr wurde mit Erfolg auf das unter Kontrolle stehende Versuchsgebiet beschränkt. Die höchste Strahlungsmenge, die eine außerhalb des Versuchsgebietes liegende Gemeinde empfangen hat, wird auf weniger als ein Drittel der größten Strahlungsmenge geschätzt, die mit der Atomenergie beschäftigte Arbeiter nach den Richtlinien der Atomenergiekommission zur Aufrechterhaltung der Sicherheit jährlich empfangen dürfen.

Strahlungseinwirkungen auf den menschlichen Organismus

(32)

Bei einer Beurteilung der Gefahren radioaktiven Atomstaubes sollten einige Grundtatsachen nicht außer Acht gelassen werden. Radioaktive Strahlungen sind kein neues, erst durch die Explosion von Waffen aus spaltbarem Material und thermonuklearer Waffen geschaffenes Phänomen. Seit Anbeginn des Lebens sind lebende Wesen ständig Strahlungen aus natürlichen Quellen ausgesetzt. Kosmische Strahlungen aus dem Weltraum gehen dauernd durch unseren Körper. Wir sind einer „Umweltstrahlung“ von Radium und Triton aus Erde, Wasser und Luft ausgesetzt. Unsere Körper enthalten immer natürliches radioaktives Kalium und Karbonat.

(33)

Wie schon vorher ausgeführt, produzieren die Explosionen aller Atomwaffen Radioaktivität, von der ein Teil in Form feiner Partikel in hohe Höhen und über große Entfernungen getragen wird. Der Prozentsatz dieser Radioaktivität, die sich über die nähere Umgebung der Explosion ausbreitet, hängt weitgehend von den Bedingungen ab, unter denen die Bombe explodiert ist. Der Prozentsatz ist höher bei Explosionen in der Luft, wenn der Feuerball nicht die Erdoberfläche berührt. Nur längerlebige, aus einer Atomexplosion hervorgegangene Partikel verursachen eine weitgestreute Radioaktivität, denn Radioaktivität kurzlebiger Partikel nimmt ab und verschwindet, bevor sie in Tagen, Wochen, Monaten, ja sogar Jahren zur Erde niedersinken. Die längerlebigen radioaktiven Partikel können sich über die ganze Erde ausbreiten. Je weiter jedoch die Partikel in entfernte Gebiete getragen werden, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit wesentlicher Mengen Atomstaubes.

Radioaktives Strontium

(34)

Eine der biologisch wichtigsten radioaktiven im Atomstaub gefundenen Substanzen ist das Strontium-90. Es hat eine Lebenszeit von fast 30 Jahren durchschnittlich. Radioaktives Strontium, chemisch dem Kalzium ähnlich, hat die Neigung, sich bei Aufnahme im Körper in den Knochen zu sammeln. Radioaktives Strontium kann in zweifacher Weise in den Körper gelangen – durch Einatmung oder durch Schlucken. Normalerweise ist die eingeatmete Menge geringer als die Menge, die man durch Schlucken aufnehmen kann. Atomstaub kann mit pflanzlicher Nahrung aufgenommen werden. Wenn aber die Pflanzen vor dem Essen gewaschen werden, dann würde dadurch der größte Teil des radioaktiven Staubes entfernt werden. Jedoch kann radioaktives Strontium auch durch Regen auf die Erde gebracht und in den Boden eingeschleust werden, wo es z. T. von Pflanzen aufgesogen und ins pflanzliche Gewebe aufgenommen und von Menschen oder grasenden Tieren, die ihrerseits wieder als menschliche Nahrung dienen können, gegessen wird.

(35)

Seit Beginn der nuklearen Versuche sind sorgfältige Messungen über die Verteilung von radioaktivem Strontium auf der Erdoberfläche, im Boden, in pflanzlichen und tierischen Geweben, in den Ozeanen, im Regen, in der Luft und überall da, wo es vorkommen könnte, vorgenommen worden. Die Menge des derzeit vorhandenen radioaktiven

Strontiums, das sich infolge der gesamten nuklearen Explosionen im Boden befindet, muß sich vieltausendmal vermehren, bevor irgend eine Rückwirkung auf die Menschen zu spüren wäre.

Radioaktives Jod

(36)

Unter den durch Explosion spaltbaren Materials entstandenen Partikeln, deren Strahlungswirkung auf den menschlichen Organismus untersucht werden muß, ist das radioaktive Jod mit einer durchschnittlichen Lebensdauer von 11,5 Tagen das biologisch wichtigste. Selbst wenn diese Partikel nach einer nuklearen Explosion weit ausgestreut werden, sind die Möglichkeiten ernsthafter Schäden wegen der relativ kurzen Lebensdauer des radioaktiven Jods begrenzt. Ebenso wie die nicht-radioaktive Form des Elements konzentriert es sich in den Schilddrüsen und könnte bei einer Überdosierung eine Gefahr für die Schilddrüsenzellen darstellen.

(37)

Der Atomenergiekommission angehörige Wissenschaftler sind der Ansicht, daß die durchschnittliche Einwirkung radioaktiven Jods aus allen im Frühjahr 1954 angestellten Versuchen auf die Bewohner der Vereinigten Staaten nur einige Prozent der Menge darstellt, die jährlich ohne merkliche Wirkung aufgenommen werden kann.

(38)

Die beiden Isotopen — radioaktives Strontium und radioaktives Jod — stellen für den menschlichen Organismus die größte Gefahr aus der Radioaktivität dar, die durch die Explosion von Atomwaffen aus spaltbarem Material und nuklearer Waffen erzeugt wird. Die Atomenergiekommission ist drei Jahre lang an vielen Stellen mit ausgedehnten Studien über die radioaktiven Formen der Isotopen beschäftigt gewesen. Jedes Vorkommen dieser Stoffe in größeren Mengen kann mit größter Zuverlässigkeit aufgedeckt werden, so daß vor einer eventuellen Gefahr gewarnt werden kann, lange bevor die Versuchsexplosionen eine wirkliche Gefahr heraufbeschwören. Das radioaktive Strontium und Jod, das infolge aller Atomversuche außerhalb des das Versuchsgelände umgebenden Gebietes bisher gefallen ist, ist unbedeutend im Vergleich zu den Mengen, die erforderlich wären, um unsere Gesundheit wirklich zu gefährden.

Strahlungswirkung und Fortpflanzungsorgane

(39)

Nukleare Explosionen bergen noch eine andere weittragende Gefahr, und zwar einen eventuellen Einfluß auf die Keimzellen, die vererbte Charaktereigenschaften von einer Generation zur anderen weitergeben. In Anbetracht unserer derzeitigen genetischen Kenntnisse sind zu diesem Thema viele beachtenswerte Ansichten geäußert worden.

(40)

Die gesamte Strahlungsmenge, die die Einwohner der Vereinigten Staaten von allen nuklearen Explosionen — die russischen und englischen Versuche und alle unsere eigenen Versuche in den Vereinigten Staaten und im Pazifik einbegriffen — bisher empfangen haben, beträgt ungefähr

den zehnten Teil eines Röntgen. Das ist nur ungefähr der hundertste Teil der durchschnittlichen Strahlungsmenge, die ein Mensch während seiner zeugungsfähigen Lebensspanne auf jeden Fall empfangen kann!

(41)

Die medizinischen und biologischen Ratgeber der Atomenergiekommission sind der Ansicht, daß die amerikanische Bevölkerung durch die geringe Menge zusätzlicher Strahlungswirkung aus unserem nuklearen Waffenversuchsprogramm nicht ernsthaft gefährdet wird und die menschlichen Fortpflanzungsorgane keinen Schaden erleiden. Nichtsdestoweniger werden wir unsere umfassenden Studien des ganzen Fragekomplexes fortsetzen und dem amerikanischen Volk weiterhin über neue Erkenntnisse Rechenschaft ablegen.

Zusammenfassung

(42)

Die Atomenergiekommission hofft, daß die Menschen sich niemals im Kriegsfall praktisch mit den in diesem Bericht gemachten Angaben über die Wirkung nuklearer Waffen auseinandersetzen müssen. Studium und Berechnung der Wirkung der Waffen und zivile Schutzmaßnahmen sind solange eine unumgängliche Aufgabe unserer Regierung, bis ein brauchbarer internationaler Abrüstungsplan die Möglichkeit eines Angriffs mit Atomwaffen ausgeschaltet hat.

(43)

Unvermeidlich enthalten die Versuche mit nuklearen Waffen ein gewisses Risiko, gerade so wie die Fabrikation herkömmlicher Sprengstoffe oder der Transport leicht entzündbarer Stoffe wie Öl und Benzin auf unseren Straßen und Landstraßen mit einem gewissen Risiko verbunden ist. Man muß den Grad des Risikos an der eminenten Wichtigkeit unseres Versuchsprogramms für die Sicherheit der Nation und der freien Welt messen. Das Ausmaß der Gefahr kann jedoch mit weitgehender Genauigkeit bestimmt, die Bedingungen, unter denen die Versuche stattfinden, können kontrolliert und die Gefahren auf ein Minimum heruntergedrückt werden. Keine der umfassenden Unterlagen, die während der Versuche zusammengetragen worden sind, läßt darauf schließen, daß sich irgendwo in der Welt außerhalb der Versuchsgebiete zurückbleibende Radioaktivität in gefährlichen Mengen zusammengeballt hat.

(44)

Wenn im Kriegsfall Atomwaffen eingesetzt werden, dann würde der aus großen nuklearen Bombenexplosionen auf oder unmittelbar über der Erde herrührende Atomstaub in großen Gebieten außerhalb des Zieles eine ernsthafte Gefahr für die Zivilbevölkerung bedeuten. Jedoch gibt es, wie schon im Bericht ausgeführt worden ist, viele einfache und außerordentlich wirkungsvolle Schutzmaßnahmen, die jede Person ergreifen muß, um die Zahl der Todesfälle außerhalb des durch Druck und Wärme vollständig oder fast vollständig zerstörten Gebiets auf ein Minimum zu senken. Über viele dieser Schutzmaßnahmen, wie Luftschutzräume und Entseuchungsmaßnahmen, hat die Bundesverwaltung für zivile Verteidigung ins Einzelne gehende Angaben gemacht.

HAROLD NICOLSON

Ursprung und Entwicklung der englisch-französischen Entente

Mit Genehmigung des Verlages wie des Verfassers veröffentlichen wir den folgenden Aufsatz von Sir Harold Nicolson, erschienen in der englischen Zeitschrift „INTERNATIONAL AFFAIRS“ (Oktober 1954).

Einem so bedeutsamen Thema wie der „Entente Cordiale“ wird ein Mann nicht ohne Bedenken seine eigenen Erlebnisse oder Erinnerungen hinzufügen. Andererseits ist es bei der Beurteilung von historischen Ereignissen von Wichtigkeit, eine Vorstellung von der zu jener Zeit herrschenden allgemeinen Stimmungsatmosphäre und politischen Einstellung zu haben.

Das am 28. April 1904 abgeschlossene englisch-französische Abkommen, später unter dem Namen „Entente“ bekannt, bedeutete einen Richtungswechsel in der englischen Außenpolitik. Mein Vater wurde 1895 zum englischen Gesandten in Marokko ernannt. Vom 9. bis zum 18. Lebensjahr war für mich dieses herrliche und zu jener Zeit uneinige Land daher nichts weiter als nur ein Ort, wo ich meine Ferien verbrachte. Heute ist mir klar, daß mein Vater wenigstens während der ersten sechs Jahre seiner Tätigkeit die Aufgabe hatte, für die Unabhängigkeit der Marokkaner und gegen den Einfluß der Franzosen beim Sultan zu arbeiten, selbst als sein Gegenspieler, der französische Generalkonsul in Kairo, seine ganze Überredungskunst aufbot, um den Khediven davon abzuhalten, Lord Cromers sanfter Überredungskunst ganz zu erliegen, und ihn zu überzeugen suchte, daß es noch andere Wege gäbe. Ganz plötzlich aber scheint ein neuer Kurs eingeschlagen worden zu sein. Mein Vater und auch der französische Generalkonsul in Kairo wurden angewiesen, einen anderen Kurs zu wählen. Anstatt die Marokkaner gegen die Franzosen einzunehmen, mußte mein Vater ihnen nun raten, den Franzosen volles Vertrauen zu schenken; der französische Generalkonsul hingegen durfte den Khediven nicht mehr zu überzeugen versuchen, Lord Cromer sei unangenehm, sondern mußte seiner Hoheit versichern, wie außerordentlich nett er sei. Da sie beide geschulte Diplomaten und sich daher bewußt waren, daß örtliche Streitigkeiten der großen Politik unterzuordnen seien, so bin ich überzeugt davon, daß sie ihre Aufgabe mit Loyalität und Geschick lösten. Mein Vater war meines Wissens über den Stellungswechsel sehr erfreut, da er schon immer die besten persönlichen Beziehungen zu seinen beiden aufeinander folgenden französischen Kollegen, Monsieur St. René Taillandier und Monsieur Révoil, unterhalten hatte, während es ihm

schwergefallen war, ein freundschaftliches Verhältnis zu seinen deutschen Kollegen herzustellen. Aber noch aus einem anderen weit wichtigeren Grund begrüßte er das französische Protektorat über ein Land, um dessen Unabhängigkeit er sich während der letzten acht Jahre mit immer geringerer Zuversicht bemüht hatte. Um das Jahr 1903 herum war er zu der Ansicht gelangt, daß die Schwäche der Landesregierung und der Ehrgeiz und aufrührerische Geist der örtlichen Kaida eine stabile Regierung in Marokko unmöglich machen würden. Er hatte so viele Verfolgungen, Ungerechtigkeiten, Seuchen, so viel Korruption und Elend gesehen, die das marokkanische Volk erleiden mußte und auch weiterhin zu erdulden haben würde, daß er eine starke Macht zur Ausmistung dieses Augiasstalles herbeiwünschte. In jenen Tagen hielt man es noch eines zivilisierten Landes für wert und würdig, sich mit der Verantwortung für ein unzivilisiertes

Land zu beladen, um es von Mißständen zu säubern und ihm zu helfen. Heute nennt man es „Imperialismus“ und findet es besonders abscheulich. Wenn ich mich heute bei einem Besuch in Marokko des Elends, der moralischen Verworfenheit und Grausamkeit erinnere (und ich erinnere mich sehr deutlich daran), deren Zeuge ich vor 1905 war, kann ich nur Lyautey für sein großartiges Werk preisen und die Marokkaner beglückwünschen, daß sie zur rechten Zeit in den Genuß eines aufgeklärten Imperialismus gekommen sind. Präsident Wilson würde das 1904 zwischen Lansdowne und Cambon abgeschlossene Abkommen für ein typisches Beispiel alter Diplomatie gehalten haben, da man die Völker hin und herschob, als wären sie Bauern im Schachspiel. Aber Präsident Wilson kannte die damaligen Lebensbedingungen der Bauern nicht aus eigener Anschauung.

Tragweite des Abkommens von 1904

Das deutsche Auswärtige Amt begriff gar nicht die große Tragweite der 1904 abgeschlossenen Abkommens. Fürst Bülow unterhielt zwar einen umfassenden Nachrichtendienst, doch arbeitete dieser nicht lückenlos. Einer der schlimmsten Versager war Herr von Holstein, und ich kann nur hoffen, daß ich noch vor meinem Tode einmal den wirklichen Grund erfahren werde, warum diese „tollwütige Hyäne“ in jenen entscheidenden Jahren den Außenminister, den Reichskanzler, die Botschafter und das ganze deutsche Auswärtige Amt zu beherrschen in der Lage war. Das Gerücht, er habe sie einfach erpreßt, kann mich nicht überzeugen, denn er kann nicht alle gleichzeitig erpreßt haben. Wie die Dinge sich auch verhalten haben mögen, durch die unlautere und mißtrauische Haltung Holsteins wurde die Entente unvermeidlich, und Deutschland wurde daran gehindert, mit Ruhe und Verstand die Lage zu meistern.

Wäre Holstein nicht gewesen, dann hätte Deutschland in der Zeit zwischen 1899 und 1901 wahrscheinlich einen Bündnisvertrag abschließen, sicherlich aber eine endgültige Regelung mit Großbritannien treffen können. Im Herbst 1899 sagte Joseph Chamberlain, das dynamische Ele-

ment im damaligen englischen Kabinett, in einer Rede in Leicester, jeder müsse einsehen, daß ein Bündnis zwischen uns und dem deutschen Reich das natürliche wäre. Wären die Deutschen auf diese bedeutsame Anregung eingegangen, wäre bald ein Abkommen geschlossen worden, das Deutschlands Teilnahme am Wettlauf um Afrika gesichert und die Entente mit Frankreich und Rußland praktisch und nicht nur theoretisch zu einer „diplomatischen Unmöglichkeit“ gemacht hätte.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die feindseligen Gefühle, die der Burenkrieg auf dem Kontinent ausgelöst hatte, uns zu jener Zeit überrascht, ja, sogar erschreckt haben. Immer wieder muß die englische Öffentlichkeit erstaunt feststellen, daß ihr Land nicht überall in der Welt immer und unter allen Umständen spontan und allgemein geliebt wird. Diese Situation trat wieder ein, als wir der Burenrepublik den Krieg erklärten. Unsere anfänglichen Niederlagen wurden von Rotterdam bis Memel und von Vigo bis Irkutsk mit lauter Schadenfreude begrüßt. Joseph Chamberlain war es als einem der ersten klar, daß die Tage der „splendid isolation“ für immer vorüber waren, was auch Lord Salisbury dagegen einzuwenden haben würde.

„Hammer oder Amboss“

Seinem Gefühl nach konnte das britische Empire nicht länger ohne einen einzigen Freund in Europa auskommen. Hätte Bülow seine Erwiderung auf die Leicester-Rede in eine verbindlichere Form gekleidet, dann wäre 1900 ein Übereinkommen mit Deutschland erzielt worden, das viel besser den natürlichen Gegebenheiten entsprochen hätte als das 1904 zwischen England und Frankreich abgeschlossene Abkommen. Doch was tat Bülow? Am 11. Dezember 1899 antwortete er mit den Worten, das zukünftige Deutschland „müsse entweder Hammer oder Amboss“ sein, wahrscheinlich eine der unrealistischsten Erklärungen, die je ein verantwortlicher Staatsmann in einem entscheidenden Moment abgegeben hat. Durch das deutsche Flottengesetz vom Jahre 1900 wurde das Programm des Jahres 1899 verdoppelt und eine große Hochseeflotte geschaffen. Im folgenden Jahre wurden die Verhandlungen über eine englisch-deutsche Entente wieder aufgenommen, nachdem Kaiser Wilhelm II. durch taktvolles Auftreten anlässlich des Todes und der Beerdigung der Königin Viktoria die durch die kühle Ablehnung hervorgerufenen Befürchtungen zerstreut hatte. Chamberlain umriß die Situation mit klaren Worten. England würde ein Bündnis mit Deutschland vorziehen, erklärte er, aber wenn sich Deutschland nicht zu einer realistischen Regelung verstehen würde, dann würden wir uns gezwungen sehen, uns um die Freundschaft Frankreichs und Rußlands zu bemühen. Diese Warnung wurde von Holstein als ein „vollständiger Schwindel“ und von Bülow als ein „Schreckgespenst“ in den Wind geschlagen. Die Verhandlungen wurden ruhig weitergeführt, bis das deutsche Auswärtige Amt, wie es scheint in Unkenntnis der verfassungsrechtlichen Tradition in Englands auswärtigen Beziehungen, die schriftliche Zusicherung verlangte, Großbritannien solle auch dann bewaffnete Hilfe leisten, wenn nicht nur Deutschland selbst, sondern auch seine Verbündeten (worunter Österreich, Italien und vielleicht auch Rumänien gemeint waren) angegriffen würden. Holstein hätte wissen müssen (vielleicht hat er es auch gewußt), daß keine englische Regierung einen Vertrag unterzeichnen konnte, der das Land zu der Teilnahme an einem Kriege verpflichten würde, den England möglicherweise gar nicht in der Hand hätte. Die Verhandlungen führten zu nichts.

Einige Wochen später nahm Baron Eckardtstein, Botschaftsrat an der Deutschen Botschaft in London, an einem Diner im Buckingham Palast teil. Er bemerkte, daß Joseph Chamberlain nach dem Essen eine lange und, wie es schien, freundschaftliche Unterredung mit dem französischen Botschafter Paul Cambon hatte. Was er aber nicht wußte, war, daß Cambon schon im Jahre 1901 Lord Lansdowne, der damals Nachfolger von Lord Salisbury als Außenminister war, schriftlich vorgeschlagen hatte, die französischen und englischen Interessen in Marokko zum Gegenstand eines Meinungs austausches zu machen. Nebst anderen großen diplomatischen Fähigkeiten besaß Cambon in höchstem Maße die Kunst des Abwartens. Er wartete fast genau

ein Jahr. Im Februar 1902 sandte Cambon einen zweiten Brief, als der Bau der deutschen Hochseeflotte die englische Öffentlichkeit schon zu beunruhigen anfang und die englische Regierung zu der Überzeugung gekommen war, daß ein Abkommen mit Deutschland wegen seiner außergewöhnlichen Forderungen unmöglich sei. Die Unterredungen sollten nach seinen Anregungen wieder aufgenommen werden und sich nicht nur auf Marokko, sondern auch auf die englischen Rechte in Ägypten, Siam, selbst auf die neuseeländischen Fischgründe und auf die Neuen Hebriden erstrecken. Lord Lansdowne hatte das Schreiben einen Tag vor der Abendgesellschaft im Buckingham Palast erhalten. Cambon erinnerte sich später, daß König Edward zu ihm gesagt hat: „Lansdowne hat mir Ihren Brief gezeigt. Er ist ausgezeichnet. Wir müssen der Angelegenheit näher treten“. Kein Wunder, daß Baron Eckardtstein, der kein Narr war und der wußte, wie leicht die Engländer plötzlichen Impulsen nachgeben — oder plötzlichen Eingebungen müssen wir es hier wohl nennen —, an jenem Abend in gedrückter Stimmung ins Bett ging. Er muß gewußt haben, daß das deutsche Auswärtige Amt nicht an die Verwirklichung der Entente glauben würde. Er muß vorausgesehen haben, daß durch den Austausch zweier besonders wichtiger

Interessensphären, nämlich unserer Interessen in Marokko gegen die französischen in Ägypten, die Unterzeichnung dieses Abkommens schließlich zu einer Beilegung der englisch-französischen Meinungsverschiedenheiten führen mußte. Und er muß vorausgesehen haben (denn er kannte die Einstellung des deutschen Auswärtigen Amtes), daß das deutsche Auswärtige Amt auf den Vertragsabschluß in einer vom militärischen Geist geprägten Form reagieren würde. Was will dieser Ausdruck besagen? Ich meine damit folgendes: Die Deutschen neigen immer dazu, die Diplomatie als einen Krieg mit anderen Mitteln zu betrachten und zu Maßnahmen zu greifen, die im wesentlichen militärischer Art sind, wie die Kraftprobe, der Überraschungsangriff, ein Überfall aus dem Hinterhalt, Einkreisungen, Stoßtruppunternehmen, strategischer Rückzug, vorbereitendes Feuer und Massenangriff. Baron Eckardtstein und sein Botschafter müssen gewußt haben, wie einfach es selbst noch im Jahre 1902 gewesen wäre, das Zustandekommen der englisch-französischen Entente zu verhindern, wenn man auf Täuschungsmanöver oder schroffe Maßnahmen verzichtet hätte. Es muß für diese beiden Männer eine traurige Erkenntnis gewesen sein, daß ihre Regierung ungeachtet ihrer persönlichen Ansicht gerade diese beiden Fehler begehen würde.

Eine gebrechliche und empfindsame Pflanze

Ich möchte nicht den Irrtum begehen und behaupten, daß alle Mitglieder der deutschen Regierung und des Auswärtigen Amtes blind, dumm, verschlossen und von einem krankhaften Mißtrauen gewesen sind. Viele von ihnen waren rechtschaffene Männer und hatten die Fähigkeit, konstruktiv zu denken. Aber die meisten von ihnen litten unter der Vorstellung, daß Diplomatie Krieg mit anderen Mitteln sei und meinten, daß man die Stärke einer feindlichen Kräfte-Konzentration mit militärischen Methoden prüfen müsse — ich könnte auch sagen „mit Hilfe von Regimentern“ —. Es war ihnen nicht bewußt, daß die Entente in ihren ersten Tagen eine gebrechliche und empfindsame Pflanze war, die weder in Frankreich noch in England die Sympathie der Öffentlichkeit genoß, sondern von Cambon, Lord Lansdowne und seinem Nachfolger Sir Edward Grey in einem kalten Gewächshaus gehegt wurde. Wäre die deutsche Diplomatie so klug gewesen, diese Staatsmänner und Diplomaten zu zwingen, ihren kleinen Setzling vorzeitig der frischen Luft auszusetzen, dann wäre er wohl wahrscheinlich verwelkt und vertrocknet. Sie aber bliesen kalte Stürme aus nordöstlicher Richtung und zwangen die Gönner der Entente, ihr Pflänzchen im Glashause zu lassen, es reichlich zu begießen, bis es schließlich ein kräftiger kleiner Baum wurde, stark genug, um den schon so bald hereinbrechenden Orkanen und Winterstürmen zu widerstehen.

Wir, die wir in den letzten 50 Jahren in einer Atmosphäre englisch-französischer Freundschaft großgeworden sind, können uns nicht vorstellen, in welchem Ausmaß die englisch-französischen

Beziehungen im Jahre 1902 durch gegenseitige Abneigung, allseitiges Mißtrauen und langjährigen Groll vergiftet worden sind. Da war z. B. das Problem der Grenze zwischen Gambia und Senegambia und in dem Gebiet des Tschaad-See die Frage der von England in Ägypten, Siam und Madagaskar geforderten und verteidigten Position und vor allem der Fashoda-Zwischenfall, der die beiden Länder gut und gerne in einen völlig unnötigen und sinnlosen Krieg hätte stürzen können, wenn nicht Männer wie Lord Kitchener, Lord Salisbury und Delcassé ihn dank ihrer überragenden Klugheit verhindert hätten.

Allgemein wird behauptet, daß das Klima eisiger Feindseligkeit als Folge der Reise König Eduard VII. im Frühjahr 1903 nach Paris und des von Präsident Loubet im darauffolgenden Juli gemachten Gegenbesuches in Sommerwetter umgeschlagen ist. Zweifellos hat der Austausch von Höflichkeitsbezeugungen einen mildernden Einfluß ausgeübt. So herzlich sich König Eduard bei seinem Pariser Besuch zu geben wußte, so mürrisch und ungeduldig war er, wenn er sich in Gesellschaft seines Neffen, des deutschen Kaisers, befand. Ich habe jedoch den Eindruck, daß Historiker im allgemeinen, und im besonderen die deutschen Historiker, dazu neigen, den von König Eduard in der Außenpolitik ausgeübten Einfluß zu überschätzen. Mein Vater, der König Eduard häufig auf seinen Auslandsreisen begleitet hat, hat immer behauptet, daß Seine Majestät keine tieferen Kenntnisse der internationalen Angelegenheiten besessen hat und sich nicht sehr viel darum kümmerte, wenn er auch

erstaunlich gut über internationalen Klatsch unterrichtet war und sich gern an ihn erinnerte. Niemals hat er einen Standpunkt vertreten, ohne vorher der Zustimmung und der Ermutigung seines Kabinetts sicher zu sein. Die Tatsache, daß er sich im Auslande mit ausländischen Monarchen und Staatsmännern ohne Begleitung irgendeines verantwortlichen Kabinettsministers unterhielt, war in jener Zeit, als das öffentliche Interesse an der Außenpolitik noch sehr gering war, kein Grund zu übermäßiger Beunruhigung. Das Unterhaus hat gewußt, daß der wahre Grund für dieses scheinbar verfassungswidrige Verhalten in Sir Edward Greys grundsätzlicher Weigerung zu suchen war, auf Auslandsreisen zu gehen oder Ausländer in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Gewiß war König Eduard durch sein erstaunliches Prestige und seinen Charme ein ausgezeichnete Botschafter, der sich aber an die von Lord Lansdowne oder Sir Edward Grey mitgegebenen Instruktionen hielt. Zweifellos war seine Wirkung auf die Pariser Öffentlichkeit außerordentlich groß. Vielleicht hat er durch sein verwirrendes und fast herausfordernd lässiges Benehmen das Geltungsbedürfnis Kaiser Wilhelms noch gesteigert. Doch hat er sich nie verfassungswidrig betragen und ist, wie mein Vater zu sagen pflegte, „unter gewissen Umständen das beste Zugmittel gewesen, das der Diplomatie je zur

Verfügung gestanden hat“. Unter „gewissen Umständen“ verstand mein Vater natürlich nicht Deutschland, sondern Frankreich, Rußland und in beträchtlichem Ausmaße auch Österreich-Ungarn, Italien und Spanien. Nachdem Fürst Bülow Chamberlains Angebote zurückgewiesen hatte, war die Entente in jedem Fall unvermeidlich geworden. Doch wäre der Abschluß der Entente ohne König Eduards Einfluß nicht so leicht und schnell vonstatten gegangen. Hätte nicht Clausewitz einen so großen Einfluß auf die deutsche Meinung ausgeübt, dann wäre die Entente vielleicht immer nur ein passives politisches Instrument geblieben mit dem begrenzten Zweck, besondere Reibungspunkte aus der Welt zu schaffen. Wenn das deutsche Auswärtige Amt 1904 eine geschicktere Diplomatie gemacht hätte, wie z. B. mit viel Erfolg 1911 nach dem Agadir-Zwischenfall gegenüber Frankreich und 1913 in der Frage der Bagdad-Bahn und den portugiesischen Kolonien gegenüber Großbritannien, dann wäre das gute Einvernehmen zwischen Paris und London vielleicht gestört worden oder wäre von Beginn an fragwürdig geblieben. Aber es griff zu anderen Methoden. Es faßte den Entschluß, es mit der Kraftprobe, mit dem Überraschungsangriff zu versuchen.

Drei Herausforderungen

Die Mitglieder des damaligen Unterhauses, beunruhigt durch den Gedanken, die Entente könnte uns in europäische Verwicklungen hineinziehen, würden sicherlich jede Versöhnungsgeste Deutschlands begrüßt haben. Aber es kam keine Geste. Die deutschen Flottengesetze wurden durch Zusatzvoranschläge oder Novellen ständig erweitert, was die britische Öffentlichkeit berechtigterweise beunruhigte: Drei Demonstrationen Deutschlands, die an Herausforderungen grenzten, wurden zum Prüfstein der Festigkeit der Entente und haben dazu beigetragen, sie zu stärken. Die englischen Regierungen sind zu allem bereit, selbst zu offensichtlicher Treulosigkeit, um einen Kompromiß zu erreichen, aber sie werden keinen Zoll weichen, wenn sie sich einer Herausforderung gegenüber sehen.

Die erste Herausforderung war wirklich grotesk. Fürst Bülow verleitete Kaiser Wilhelm durch eine Indiskretion in der Presse zu einem persönlichen Besuch Tangers. Der Kaiser, der sich diesem Abenteuer immer widersetzt hatte, da er es für gefährlich und unwürdig hielt, befand sich am 31. März 1905 auf offener und sturmgepeitschter Bucht in einem Boot vor Tanger und ruderte wütend an Land. Bei seiner Landung versicherte er dem Vertreter des Sultans, sein Besuch sei als eine Anerkennung der Unabhängigkeit Marokkos gedacht oder mit anderen Worten, er sei als eine öffentliche Demonstration aufzufassen, daß Deutschland das vor knapp einem Jahr unterzeichnete englisch-französische Abkommen nicht anerkenne. Diese übel aufgenommene Geste hat drei Ergebnisse gezeitigt: Sie trug dazu bei, die französische öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß das Protek-

torat über Marokko, bis zu diesem Zeitpunkt nicht viel mehr als nur ein Versuch der Regierung, eine nationale Angelegenheit sei. Sie trug dazu bei, die englische öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß die Entente, die bis zu diesem Zeitpunkt für nicht viel mehr als nur für ein Instrument zur Regelung besonderer Meinungsverschiedenheiten gehalten wurde, eine Einrichtung sei, die man gegen den Druck der Deutschen verteidigen müsse. Und es veranlaßte die Deutschen in der Person ihres Kaisers zur Verteidigung der Unabhängigkeit der Marokkaner selbst auf die Gefahr eines Krieges hin.

Ich möchte nicht behaupten, daß die deutsche Regierung in der marokkanischen Angelegenheit keinen legitimen Grund zur Klage hatte. Sie ist nicht rechtzeitig um Rat gefragt worden, und sie hätte bestimmt um Rat gefragt werden müssen genau wie die Spanier auch. Ich behaupte nur, daß ihre Reaktionen diplomatisch unkorrekt waren. Großbritannien ist dadurch gezwungen worden, seine volle Unterstützung in der zweiten und mildesten der drei Kraftproben, nämlich 1906 auf der Algeciras-Konferenz, Frankreich zu leihen. Auf Grund der Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und Frankreich gelang es den Deutschen auf dieser Konferenz nicht, irgendeine ihrer wichtigsten Anliegen durchzusetzen. Sie haben tatsächlich eine erhebliche diplomatische Niederlage erlebt. Italien hat gegen sie Stellung genommen; die Sympathien der Vereinigten Staaten waren sichtlich auf Seiten Frankreichs; und Deutschland selbst offenbarte sich durch seine Täuschungsmanöver und verhüllten Drohungen als eine unzuverlässige und gefährliche Macht. Darüber hinaus hatte die Kon-

ferenz bewiesen, daß die Entente viel stärker war als Europa vermutet hatte. „Wenn man“, schrieb André Tardieu, „die veränderte Situation definieren möchte, dann könnte man sagen, daß in Algeciras die Entente von einer statischen zu einer dynamischen Institution geworden ist. Ihre Stärke nahm nunmehr in entsprechendem Maße zu“.

Ermutigt durch die auf der Algeciras-Konferenz erzielten Ergebnisse, machten die Franzosen schnelle Fortschritte bei der Errichtung eines Protektorates in Marokko. Vielleicht sind sie hierbei zu schnell und zu weit vorwärts gegangen; vielleicht haben sie auch nicht die notwendige Vorsicht walten lassen, um wenigstens die schweigende Zustimmung der deutschen Regierung zu erwerben. Inzwischen hatte die englische Regierung 1907 eine Entente mit Rußland geschlossen, eine diplomatische Kombination, die selbst die feinfühligere deutschen Staatsmänner für eine politische Unmöglichkeit gehalten hatten. 1909 folgte dem Fürsten Bülow der klügere, wenn auch nicht so brillante Bethmann-Hollweg als Kanzler. Sofort wurden Verhandlungen mit England aufgenommen, in denen sich Deutschland damit einverstanden erklärte, sein Flottenprogramm zurückzustellen, wenn auch nicht zu verringern, als Gegenleistung für die Zusage unserer Neutralität, wenn Deutschland von einer dritten Macht angegriffen würde, und für koloniale Konzessionen, die nicht genau festgelegt worden waren. Während der nächsten beiden Jahre schleppten sich diese Verhandlungen träge dahin. Das britische Kabinett war sich der Schwierigkeit wohl bewußt, daß Herr von Bethmann-Hollweg im entscheidenden Augenblick nicht stark genug sein würde, um Admiral von Tirpitz zu einer Herabsetzung des Flottenprogramms zu bewegen. Das war aber die Hauptbedingung für jede von uns zu gewährende Konzession. Im Mai 1911 kam der Kaiser zur Einweihung des Denkmals für die Königin Viktoria nach London und wurde mit achtungsvollem und herzlichem Beifall begrüßt (so wie er immer begrüßt worden war). Mit seiner erstaunlichen Gabe, eine günstige Beurteilung der Situation aus der Luft zu greifen, stellte er fest, daß sich die englische öffentliche Meinung von Frankreich ab- und Deutschland zuwende und nunmehr der Augenblick gekommen sei, eine neue und dramatischere Kraftprobe in Szene zu setzen.

Am 1. Juli 1911 suchte der deutsche Botschafter Graf Metternich das englische Auswärtige Amt auf, und teilte „äußerst nervös und verlegen“, wie Berichte aus jener Zeit besagen, mit, seine Regierung sei auf Wunsch „gewisser kaufmännischer Kreise“ im Begriff, einen Kreuzer in den südmarokkanischen Hafen Agadir zu senden. Ihm wurde erwidert, daß im Umkreis von einigen hundert Meilen um Agadir keine deutschen Kaufleute wohnten, was er selber wußte, und daß die Entsendung dieses Kreuzers als vorsätzliche Herausforderung französischen Vorgehens in Marokko und als gefährlicher diplomatischer Akt angesehen würde. Die Ent-

sendung des „Panthers“ nach Agadir war nicht eigentlich eine gewöhnliche Kraftprobe, sondern entsprang einer anderen deutschen diplomatischen Theorie, nämlich der Überzeugung, daß man vor der Eröffnung von Verhandlungen zu einem Faustpfand kommen müsse. Deutschland nahm an, England werde die Situation ruhig hinnehmen, und es werde nach der Isolierung Frankreichs den Verzicht auf die Unterstützung Marokkos gegen größere Konzessionen an anderer Stelle anbieten können. 20 Tage lang haben die Deutschen auf die englischen Anfragen und Proteste keine Antwort gegeben und vorgezogen, das sphinxgleiche Schweigen zu bewahren, um, wie sie glaubten, Mutlosigkeit und Unruhe hervorzurufen. Eine von Lloyd George am 21. Juni im Mansion House gehaltene Rede riß sie aus ihren Illusionen. Bis dahin hatten sie Lloyd George immer für einen Pazifisten und für ein Kabinettsmitglied gehalten, das sich selbst um den Preis eines Verzichts unserer engen Zusammenarbeit mit Frankreich und Rußland am eifrigsten für ein Abkommen mit Deutschland einsetzte. Lloyd George, der mit Billigung von Sir Edward Grey sprach, erklärte den anwesenden Bankleuten der Londoner City, wir sollten uns lieber darauf vorbereiten, jeder Eventualität ins Auge zu sehen als unsere Interessen in demütigender Weise mißachtet zu sehen, so als hätten wir gar nichts zu sagen. „Frieden um diesen Preis“, sagte er, „wäre eine Demütigung, die ein so großes Land wie das unsere nicht ertragen könnte.“ Diese Rede verursachte an der Berliner Börse eine Panik, und Herr von Kiderlen-Wächter, der schon Verhandlungen mit dem französischen Botschafter in Berlin, Jules Cambon, eingeleitet hatte, mußte von seinen Forderungen abgehen. Am 11. Oktober willigte er in die Anerkennung der französischen Position in Marokko ein; am 3. November wurde ein Abkommen unterzeichnet, in dem Frankreich als Gegenleistung Deutschland gewisse nicht sehr wichtige Landstriche im Kongogebiet überließ. Herr von Kiderlen hat mit diesem „Faustpfand“ ein Pfund oder vielmehr nur einige Unzen Fleisch erhalten. Aber der Preis, den er zahlte, war die Umformung der Entente in eine Verbindung, die einem Bündnis sehr nahe kam.

Die Agadir-Krise hatte die beiden Mächtegruppen hart an den Rand des Krieges getrieben. Sie hatte die Stärke der Entente bestätigt, aber sie hatte auch einen Eindruck von ihrer Schwäche gegeben. Immer noch fühlte sich die englische Regierung durch die russische Aktivität in Persien beunruhigt, was sowohl dem Geiste als auch dem Buchstaben der englisch-russischen Abmachung widersprach. Die Agadir-Krise hatte der öffentlichen Meinung in Frankreich und in Großbritannien einen großen Schrecken eingejagt. Und auf das Parlament und die französische Kammer wurde ein Druck ausgeübt, etwas zur Entspannung der Lage zu tun. Ich stimme mit Lord Vansittart und anderen in der Ansicht überein, daß es ein historisches Unglück war, nach Agadir die Entente mit Frankreich nicht offen in ein Offensiv- und Defensiv-Bündnis zu verwandeln. Wäre das geschehen, dann hät-

ten der erste und zweite Weltkrieg vielleicht vermieden werden können. Ich stimme auch mit Lord Vansittart darin überein, daß die englische Regierung nicht genug Weitblick und Mut hatte, als sie mit einer genauen Erklärung über die Politik zögerte, die wir in Zukunft im Falle einer ähnlichen Krise gleichen Ausmaßes Deutschland gegenüber einschlagen würden.

Ich halte eigentlich immer das Gleichgewicht der Kräfte für die beste Methode, abgesehen von einer Weltregierung oder einem wirklich funktionierenden Völkerbund, um einen großen Krieg zu vermeiden, da keine Macht einen Angriffskrieg riskieren wird, wenn sie weiß, daß sie ihn bestimmt verliert. Wenn aber das Gleichgewicht der Kräfte ein wirksames Friedensinstrument sein soll, muß es stabil und unverrückbar erscheinen. Es war die Schwäche der Entente, daß es ihr an dieser Stabilität gefehlt hat. Wenn Deutschland fest davon überzeugt gewesen wäre, daß es Großbritannien gegen sich haben würde, wenn es sich in einen Krieg mit Frankreich und Rußland einließe, dann würde es vielleicht im

entscheidenden Moment im Jahre 1914 auf die österreichische Regierung im Sinne einer friedlichen Regelung eingewirkt haben. Da aber die Bestimmungen der Entente über die gegenseitigen Verpflichtungen nicht klar formuliert waren, hatte man in Deutschland immer die Hoffnung, daß sie sich im Kriege gegen Deutschland nicht feindlich verhalten würde. Es war sicher ein großes Unglück, daß unsere gegenüber Frankreich und Rußland bestehenden militärischen Verpflichtungen niemals ausdrücklich und öffentlich umrissen worden waren. In den zwischen den beiden Generalstäben getroffenen Abmachungen, über die wir die deutsche Regierung damals informiert hatten, war ausdrücklich festgestellt worden, daß beide Regierungen zu nichts verpflichtet waren. Daher wußten weder Deutschland noch Frankreich noch Rußland noch selbst England ganz genau, was im Kriegsfall passieren würde. Und gerade diese Unsicherheit machte das Gleichgewicht der Kräfte fragwürdig und daher unwirksam. Ich stimme all diesen Argumenten zu.

„Mein kleines Papier“

Auf der anderen Seite ist Politik nach unserer Ansicht die Kunst des Möglichen, und es wäre für Sir Edward Grey politisch eine Unmöglichkeit gewesen, ein liberales Kabinett, noch weniger aber ein liberales Unterhaus zu überreden, weiteren Verpflichtungen zuzustimmen. Paul Cambon, dieser ausgezeichnete Diplomat, hat gewußt, daß jede engere Allianz parlamentarisch eine Unmöglichkeit wäre. Er verließ sich teilweise auf sein Vertrauen in unser Versprechen und teilweise auf das, was er „mein kleines Papier“ nannte. Dieses Schriftstück war ein Abkommen aus dem Jahre 1912, in dem die englische Admiralität die französische gebeten hatte, die französische Flotte im Mittelmeer zu konzentrieren unter der Voraussetzung, daß im Kriegsfall die atlantischen Küsten Frankreichs von der englischen Flotte geschützt würden. Dieses Schriftstück, das tatsächlich nicht viel mehr als eine selbstverständliche Abmachung zwischen den beiden Admiralstäben war, hat sich in den kritischen Augusttagen des Jahres 1914 als außerordentlich wichtig erwiesen. Cambon konnte mit Erfolg darauf Bezug nehmen, daß Frankreich im Vertrauen auf dieses Abkommen, auf dieses „kleine Papier“, seine West- und Nordküste ungeschützt gelassen hätte. Obgleich Cambon in den ersten Tagen des August große Ängste ausstand, so kalkulierte er doch ganz richtig, daß diese mehr oder weniger unbedeutende Zusicherung die gewünschte Wirkung auf das englische Kabinett haben würde. Er vermutete auch vollkommen richtig, daß keine festeren Zusagen möglich oder auch nur notwendig waren. Aber der Historiker wird der Entente den schweren Vorwurf nicht ersparen können, daß sie dem Gleichgewicht der Kräfte nach außen keine feste Form gegeben hat, so daß man sich bei der endgültigen Belastungsprobe auf eine Flottenregelung verlassen mußte, die zum Zeitpunkt ihres Abschlusses für neben-

sächlich gehalten worden war. Ich erinnere mich noch sehr gut an Cambon, als er nach dem schrecklichen Interview im grauen Zylinder in seiner eleganten Kutsche, die er während des Krieges zu benutzen pflegte, über die Horse Guards Parade und unter dem Horse Guards Bogen fortfuhr. Ja, er war ein großer Botschafter, denn er verstand es, gelassen die Dinge reifen zu lassen und zu warten.

Nach Abschluß des Londoner Vertrages nach Kriegsausbruch wurde die Entente mit Frankreich und Rußland in ein reguläres Bündnis umgewandelt. Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, zu untersuchen, ob es in den Jahren zwischen den beiden Kriegen den Charakter eines Bündnisses bewahrt hat, oder ob es nicht in ein allzu vage gefaßtes, der Entente ähnelndes Abkommen absank. In dem Augenblick als Deutschland aufhörte, England zur See zu bedrohen, hat unsere Energie zur Verteidigung der Entente wieder nachgelassen. Man kann der Staatsführung Englands und Frankreichs den Tadel nicht ersparen, daß wir uns zwischen 1919 und 1954 niemals über eine gemeinsame Haltung gegenüber Deutschland geeinigt haben. Ich kann nur mit Bedauern an die Streitgespräche zwischen Lord Curzon und Poincaré und an die Jahre denken, als die Entente, selbst als Entente, schwach und abgestorben zu sein schien. Sie war stark, sie war lebendig, sie war wirkungsvoll in jenen Tagen, als jeder von uns sich der drohenden Gefahr voll bewußt war. Die Schwierigkeit besteht natürlich darin, daß Frankreich von dem Gedanken an den Erbfeind besessen ist, während wir immer unsere Feindschaft in dem Augenblick begraben, wenn wir den Feind besiegt haben, und nach jedem Kriege einen ganz neuen Feind entdecken. Vielleicht werden wir durch die gemeinsame Angst vor den großen Bomben zusammengebracht, ich möchte fast sagen, zusammen-

gedrängt, oder durch das mehr im Unbewußten wurzelnde Wissen um die gemeinsame griechisch-römische Erbschaft, ganz gleichgültig, wie verschieden auch unser Temperament ist. Aber ich glaube nicht, daß die Entente noch einmal in der Form von 1911 erstehen wird, wenn wir uns nicht endgültig und rückhaltlos über das deutsche Problem einigen.

Es tut mir leid, daß ich meinen Artikel mit einer pessimistisch-klingenden Bemerkung beende. Wenn alle Männer und Frauen in Frankreich und England so klug wären wie Bidault und Eden, so klug wie Salisbury und Hanotaux, die beiden Cambons und Lord Lansdown, dann würden das Leben und die Diplomatie bestimmt

ein Leichtes sein. Aber die auswärtigen Angelegenheiten sind, wie ich schon so oft betont habe, eben **a u s w ä r t i g e** Angelegenheiten. Und zur Regelung verschiedenartiger Interessen und Temperamente ist viel Geduld, viel natürliches Vertrauen und vor allem die Überzeugung notwendig, daß Selbsterhaltungstrieb die beständigste aller menschlichen Regungen ist und daß die Entente zur Selbsterhaltung Frankreichs und unseres eigenen Landes zu einer gemeinsamen geographischen und physischen Notwendigkeit geworden ist.

Anmerkung:

Paul-Henri Spaak, belgischer Außenminister; schon vorher viermal Außenminister und dreimal Minister-

präsident. Präsident der Vollversammlung der Vereinten Nationen 1946.

Den Bericht der amerikanischen Atomenergiekommission veröffentlichte die *New York Times* in ihrer Ausgabe vom 16. Februar 1955.

Sir Harold Nicolson, K.C.V.O. C.M.G., im Diplomatischen Dienst von 1919 bis 1929, Mitglied der Britischen Delegation der Pariser Friedenskonferenz 1919 und anderer bedeutender Konferenzen. Mitglied des Parlamentes 1935—1945. Parlamentarischer Sekretär des Informationsministeriums 1940 bis 1941, Direktor des BBC 1941 bis 1946. Autor von „König Georg V.“ (1952) und anderer Werke.

Der vorliegende Artikel geht zurück auf eine Ansprache von Sir H. Nicolson, gehalten im Chatham House am 20. Mai 1954.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- | | |
|----------------------|--------------------------------------------------------------------|
| Johannes Gaitanides: | „Gesellschaftsordnung durch Teamwork“ |
| Roland Klaus: | „Nicht gestern, Freund, morgen!“ |
| Helmut Krausnick: | „Wehrmacht und
Nationalsozialismus 1934—39“ |
| Harald Laeuen: | „Die soziale Differenzierung
in der Sowjetunion“ |
| Manfred Michler: | „Töten Sie mich, aber schonen Sie mein
Volk — sagte der Kaiser“ |
| David Sarnoff: | „Die legendäre Zukunft“ |
| ... | „Urkunden zur Judenpolitik
des Dritten Reiches“ |